Von der Erfindung der heiligen Schriften

Autor(en): **Bichsel, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **61 (2005)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-877840

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Von der Erfindung der heiligen Schriften

Es mag auch mit meinem Alter zu tun haben, aber nicht nur. Es hat auch mit dem Alter der menschlichen Geschichte zu tun: Alles, was ich erzähle, ist bereits erzählt. Alles, was ich Ihnen heute erzähle, habe ich bereits mehrmals erzählt, und nur die dauernde Wiederholung macht aus Ereignissen, aus anscheinend alltäglichen und anscheinend aussergewöhnlichen Ereignissen Erzählungen. Die sogenannte Ungenauigkeit der mündlichen Überlieferung hat nicht nur damit zu tun, dass der Vater es seinem Sohn erzählt usw. ..., sondern auch damit, dass der Vater es bereits mehrmals erzählt hatte, bevor er es seinem Sohn erzählte. Und nicht so, wie ich es erzählt bekommen habe, werde ich es selbst memorieren, sondern so, wie ich es jeweils erzähle. Das aufgefrischte Gedächtnis kann nur ein verändertes Gedächtnis sein.

Das aufgefrischte Gedächtnis ist aber ein verbessertes und nur die wiedererzählte Geschichte kann eine gute Geschichte sein – oder auch die wiedergelesene, auch sie ist immer wieder eine andere.

Der Mann, mit dem ich das Schlafwagenabteil teile auf der dreissigstündigen Fahrt von Kairo nach Assuan, sitzt schon da in der Ecke, wie ich reinkomme, und liest in einem Buch. Er hat mehrere Bücher neben sich liegen. Er grüsst freundlich und ich verstehe seinen Gruss und erwidere ihn. Ich packe meinen Koffer aus. Er sieht meine Bücher und freut sich darüber, dass ich auch welche habe. Und dann fragt er: «Lesen sie viel?» «Ja», sage ich. Und er sagt: «Ich lese immer, aber nur religiöse Bücher.» Irgendwie schockiert mich das, weil für mich richtige Leser Allesleser sind. Einer, der sagt, ich lese, aber nur Bücher über Pferde, meint eigentlich nicht die Geschichte, sondern nur ihren Inhalt.

Ein anderer Leser, Jahre vorher – und ein anderes religiöses Buch: Das Buch über den Prinzen Rama, eines der heiligen Bücher der Hindus. Und der Leser war der balinesische Barmann im Hotel in Bali. Er begann mich auszufragen über das Christentum. Das ist mir vorher und nachher nie passiert, dass jemand nachgefragt hat.

«Sind die Europäer fromm?» «Nein!»

«Stimmt es, dass die Christen glauben, dass Gott, Gottes Sohn, auf der Welt war?» «Ja!»

«Warum?» «Was warum?»

«Vielleicht sind die Europäer nicht fromm, weil sie benötigen, dass ihr Gott auf der Welt war – sie benötigen die Wirklichkeit, aber Wahrheit ist etwas anderes.»

Ich war ein eifriger, ein übereifriger Sonntagsschüler, und ich wollte als Kind Missionar werden, zu den Heiden gehen, die leben in Afrika, und ihnen

© Peter Bichsel 2005

das Evangelium bringen. Dass das Negerchen, das nickte, wenn man den Batzen durch den Schlitz fallen liess, eine fürchterlich rassistische Einrichtung war, ist inzwischen ein allgemein anerkanntes Klischee. Aber hat uns vielleicht doch die Vorstellung von den Heiden viel mehr zu Rassisten gemacht – Christen waren und sind wir zwar nicht, aber immerhin keine Heiden – das geht tiefer als die Hautfarbe – und ganz nebenbei – ich habe mitunter den Eindruck, dass die Amerikaner die ganze übrige Welt für heidnisch halten, auch uns. Und auch das CIA hält sich für einen Teil der amerikanischen Mission.

Da stand er also vor mir, der Heide und befragte mich nach unserem Glauben.

Und ich habe nun meinen schwachen Glauben zu verteidigen. Das tu ich so, dass ich seinen starken Glauben zu erschüttern versuche:

«Und euer Prinz Rama, hat der auf der Welt gelebt?» «Das weiss ich nicht», sagt er.

«Vielleicht ist es ja nur eine Erzählung», sage ich.

«Ja, es ist eine Erzählung», sagt er.

«Dann kann ja auch jemand diese Erzählung erfunden und aufgeschrieben haben.»

«Ja», sagt er, «sicher hat jemand diese Geschichte aufgeschrieben, und man kann nicht erzählen, ohne zu erfinden. Aber, was willst du von mir wissen? Ob die Geschichte von Prinz Rama in Wirklichkeit geschehen ist oder ob sie die Wahrheit ist. Sie ist die Wahrheit, und nur deshalb glaube ich an sie.»

Der Disput, die Disputation dauerte drei Wochen, drei wichtige Wochen, und angefangen hatte es mit seiner Frage, ob die Europäer, die Christen fromm seien – also, ob sie glauben oder wissen.

Der Ägypter im Schlafabteil des Luxuszuges war ein hoher Feuerwehroffizier aus Kairo, der nach Assuan zu einem Feuerwehrkongress fuhr, und er las seine religiösen Bücher nicht wie der Priester sein Brevier, nicht wie der Germanist seinen Thomas Mann, sondern mit sichtlichem Vergnügen. Und er erinnerte mich an einen kleinen Jungen in Olten, der sich in der Schule nicht nur in die Lehrerin verliebte, sondern vor allem auch in ihre Buchstaben, und der schon bald alles las, was ihm in die Finger kam, und weil es zu Hause wenige Bücher gab: Meyers Konversationslexikon, Ausgabe 1890, Kochs grosses Malerhandbuch und eben eine Bibel, kam halt auch die Bibel dran, das heisst eigentlich die Buchstaben, die da drin waren. Und dann kam der Stolz darauf, dass er die Buchstaben erkannte, dass er sie zusammenfügen konnte zu Wörtern und die Wörter zu Sätzen und die Sätze zu verständlichen und vor allem auch zu unverständlichen Zusammenhängen. Die Unverständlichkeit hatte mit der Heiligkeit zu tun, davon war er überzeugt. Lesen war für ihn auch das Eindringen in die Wunder des Unverständlichen. Leseförderer in al-

ler Welt wollen davon nichts wissen und glauben, sie könnten Leute zu Lesern machen, indem sie das Unverstädliche voreilig aufschlüsseln.

Ab und zu besuchte uns in der Sonntagsschule ein alter Missionar mit ein paar langen Bartfäden am Kinn, erzählte uns von den Heidenkindern und sang uns mit seiner scherbelnden Stimme «Weisst Du wie viel Sternlein stehen» in irgendeiner heidnischen Sprache vor.

Der Feuerwehroffizier aus Kairo hatte drei Töchter, von denen er mir erzählte. Er zeigte mir Fotos von ihnen und von seiner Frau. Die älteste wolle Ärztin werden.

Das mit der Wiedergeburt wollte ich genau wissen. Mein balinesischer Freund gehörte der dritten Kaste an und hatte also nach meinem Verständnis die Chance auf mindestens zwei weitere Wiedergeburten. Ich erwähnte also seine Chance und sein Glück. Er wies das entsetzt von sich. Er möchte nur aufsteigen ins Nirwana, am liebsten gleich jetzt nach diesem Leben. Er besass ein Motorrad, und er liebte sein Motorrad. Er lebte richtig gern, und er interessierte sich für die Dinge des Lebens, hatte eine gute Frau, die Lehrerin war, und zwei Kinder. Ich quälte ihn tagelang mit meiner dummen Überzeugung, dass seine Wiedergeburten ein Glück seien, und ich musste zum Schluss beschämt feststellen, dass es ihm ernst war – er war fromm.

Und hier eine Zwischenbemerkung: Erzählen, erzählen – irgendetwas erzählen, von Bali und Ägypten und Afrika und Sonntagsschule. Erzähl mir doch etwas, erzähl mir doch etwas. Erzählen ist mitunter ein Ausdruck der Verzweiflung, wer nicht mehr reden kann, beginnt zu erzählen. Und das Erzählen wird zum Mittel gegen die Verzweiflung.

Das Erzählen der Mutter am Bett vor dem Einschlafen ist ein Mittel gegen die Verzweiflung, ist der letzte Schutz, die Begleitung in die Nacht.

Und Erzählen, das ist ein Tonfall. Lesen, das ist, einen Ton ins Ohr zu bekommen. Das Unverständliche, das Heilige lesen, wieviel habe ich später davon verloren, weil ich glaubte, es verstehen zu müssen, es verstehen zu können, es zu verstehen.

Das Lächeln meines lesenden Feuerwehroffziers im Schlafwagenabteil – das Lächeln über die Grösse des Unverständlichen, ja tiefe Frömmigkeit und nicht etwa Fundamentalismus. Im Fundamentalismus gibt es das Unverständliche nicht mehr. Die Präsidenten verstehen ihren Glauben.

Mein balinesischer hinduistischer Freund wusste auch, dass die christliche Mission ihnen die Schrift gebracht hat. Dafür war er dankbar. Ich konnte das Balinesische auch lesen, ohne es zu verstehen, und mein Freund nickte und verstand es, weil es deutschsprachige Missionare waren, die seine Sprache in deutscher Lautung aufschrieben. (Ob mein Freund wohl auch wusste, dass inzwischen europäische Touristen in «seinem» Hotel leben, die bessere Schulen besucht hatten als er und inzwischen durchaus analphabetisch lebten. Seine Frage dazu hätte wohl geheissen: «Wie lesen sie denn ihre Ramayana, ihre Bibel, wenn sie Christen sind?»)

Der Feuerwehroffizier war ein tief freundlicher Mann. Ich mochte ihn sehr und ich hätte ihm in allem vertraut. Ja, er war mir schon bald sehr nah, und ich sass in der anderen Ecke des Abteils und las meinen Jean Paul. Eben beschrieb er den Nil, den er nie gesehen hatte und an dem ich jetzt entlang fuhr. Ich lächelte und der Feuerwehroffizier schaute auf und lächelte solidarisch mit – wir waren gemeinsam am Lesen. Gemeinsam beschäftigt mit der semitischen Tradition der Buchstaben. Dass ich mich vielleicht mit meinem Jean Paul auch in einer religiösen Tradition befand, fällt mir erst heute und in diesem Zusammenhang ein. Er lese nur religiöse Bücher, sagte er. Hätte ich sagen sollen: «Ich auch»?

Mein balinesischer Freund hat mir zum mindesten all meine Wiedergeburtsideen gründlich ausgetrieben und verleidet – zurück ins Elend des Lebens? Eigenartig, wenn sie wieder einmal kurz aufflackern, meine Wiedergeburtsideen, dann fällt mir als erstes die Schule ein. Nein, in die Schule möchte ich nie mehr. Nicht, dass ich schlechte Erfahrungen gemachte hätte mit der Schule. Ich war ein mittlerer Schüler, kam einigermassen durch, war nicht besonders durch Ehrgeiz geplagt und ging eigentlich recht gern in die Schule.

Erzählen ist etwas anderes als reden. Erzählen formt die Sprache und die Sprache formt den Inhalt. Das Gefäss verändert den Inhalt auch dadurch, dass es den Inhalt – das Chaos – in eine Ordnung bringt. Erzählen ist tröstlich, selbst das Erzählen, zum Beispiel, der Passion von Jesus von Nazareth. Wenn jemand weint, während Johann Sebastian Bach die Passion erzählt, die Johannespassion, dann weint sie oder er nicht wegen des Leidens, sondern nur wegen ihrer grandiosen Schönheit.

Erzählen ist tröstlich. Das ist mitunter ärgerlich für engagierte Autoren.

Mein Freund Peter Schrader war ein Sprachgenie. Es gelang ihm als Rotkreuzhelfer in Vietnam mehrere, man sagte sogar «alle», vietnamesische Dialekte zu lernen, vorher lebte er längere Zeit mit Haussas in der Sahara zusammen, und er schaffte es auch in zwei Jahren nicht, ihre Sprache zu lernen. Also kam er zurück und lernte die Sprache in einem Semester an der Universität Hamburg.

Die Haussas reden nicht, sagte er, sie fürchten sich davor, von ihren Sorgen und ihrem Elend zu reden. Sie halten ihr hartes Leben nur erzählend aus. Und abends erzählen die Ältesten Geschichten, uralte Geschichten, um alle am Reden und am Verzweifeln zu hindern. Wenn aber die Dinge des Alltags nicht angesprochen werden, Tisch, Stuhl, Tasse, Gabel, dann kannst du eine Sprache nicht lernen, sagte Peter Schrader, wer nur in Geschichten lebt, lebt in einer geschlossenen Welt.

Turnen hasste ich und den Religionsunterricht verabscheute ich und beteiligte mich gern daran, den Pfarrer zu ärgern. Ich hatte mich längst entschieden. Ich hatte mich entschieden, die Bibel zu lesen, die Sonntagsschule zu besuchen, im blauen Kreuz mitzumachen, und all die pietistischen Prediger in der Unterkirche zu beeindrucken. Ich bin als kleiner Snob zum Leser gewor-

den, als Snob zu meiner Frömmigkeit gekommen. Ich hatte mich für die Minderheit entschieden, für die Minderheit der Leser, für die Minderheit der Frommen. Ich hatte mich für die Unanständigkeit entschieden, für das anders sein als die anderen, und nicht für den offiziellen Religionsunterricht – ich hatte mich für die Minderheit entschieden, für jene Minderheit, die anders ist.

Nur wer Lust hat auf das Unverständliche, kann zum Leser werden, nur wer Lust auf das Verbotene hat, wird zum Leser – mit roten Augen und Taschenlampe nachts unter der Bettdecke.

August Bebel, einer der Väter der deutschen Arbeiterbewegung, erzählt in seiner Autobiographie, wie er als Drechslergeselle durch ganz Deutschland gelaufen sei, bis er in Freiburg einen Meister fand, der dem evangelischen Bebel gestattet hat, in den katholischen Kolpingverein einzutreten. Denn dort gab es einen Lesesaal mit Zeitungen – ein Fussmarsch durch ganz Deutschland, um an die verbotenen Buchstaben zu kommen.

Denn nur mit diesen Buchstaben kann man die Welt verändern.

Nazim Hikmet, der grosse türkische Revolutionär und Autor – kein anderer wusste Politik und Poesie so selbstverständlich zu verbinden, sagte einmal, dass er nicht so besonders stolz sei auf sein Werk, aber auf etwas sei er stolz, er habe viele Jahre seines Lebens in vielen Gefängnissen verbracht, und er habe kein Gefängnis verlassen, ohne dass nicht alle Mitgefangenen lesen konnten.

Die Buchstaben weitergeben, die Arbeit des Missionars.

Ich habe keine schlechten Erfahrungen gemacht mit der Schule, und erst als ich selbst Lehrer war, erfuhr ich, dass ich mit Lehrern hätte schlechte Erfahrungen machen können. In die Schule gehen, das ist ein hohes Risiko. Ich habe fast alles einem einzigen Lehrer zu verdanken, meinem Lehrer in der fünften und sechsten Klasse, Kurt Hasler. Ihm gefielen meine Aufsätze, ihm vertraute ich. Er ist für den Zufall verantwortlich, dass ich durch die Schulen gekommen bin. Er ist für den Zufall verantwortlich, dass ich mich für einen Schriftsteller hielt und trotzig darauf beharrte. Es ist unwahrscheinlich, dass ich ein zweites Mal das Glück hätte. Ich fürchte mich vor der Vorstellung, noch einmal mit der Schule von vorn zu beginnen. Ich verzichte auf Wiedergeburt.

Paulo Freire erzählt in seiner «Pädagogik der Armen», wie er mit einer Wandtafel auf dem Rücken durch den brasilianischen Urwald zog, zu den Leuten ging und fragte, was sie hier für ein Problem hätten. Sie sagten: «Wasser!» Und Freire schrieb auf seine Wandtafel das Wort «Wasser», dann das Wort «Brunnen», das Wort «graben», «einen Brunnen graben.» Er erklärte ihnen nicht, wie man einen Brunnen gräbt, er zeigte ihnen nur die Buchstaben für Brunnen und nach drei vier Tagen konnten alle lesen und Freire zog weiter, als er nach Wochen zurückkam, war der Brunnen gegraben. Die Buchstaben waren der Weg zum Brunnen, jene Buchstaben, die die Welt verändern

– jene Buchstaben, von denen auch August Bebel erhoffte, dass sie die Welt verändern werden.

Am Anfang war das Wort. Ich kann mir das nur schriftlich vorstellen. Es steht geschrieben.

Es steht geschrieben mit jenen Buchstaben, die auch mein fadenbärtiger Missionar zu den Heiden nach Afrika gebracht hatte. Und sollte ich gegen meinen Willen wiedergeboren werden, dann bitte in der Nähe einer Missionsstation, in der Nähe von Freire und Illich. Ich möchte nicht in eine richtige Schule gehen. Ich möchte nur die Buchstaben lernen.

Geschichten, Geschichten. Es war einmal. Es war einmal ein Feuerwehroffizier, der lesend von Kairo nach Assuan fuhr, es war einmal ein balinesischer Hindu, der die Ramayana las.

«Es war einmal», ein einfaches, ein nichtssagendes Sätzchen, und wohl eine der schönsten Erfindungen der deutschen Sprache, eine Erfindung der Gebrüder Grimm, wenig andere Sätze sind schlicht, bescheiden und pathetisch zugleich.

«Es war einmal», das ist der Wahrheitsbeweis. Es ist der Anfang aller Geschichten, aller Erzählungen – denn erzählen kann man nur aus der Erinnerung heraus, Erzählen hat mit Vergangenheit zu tun: Es war einmal.

Ich war ein anständiger, ein recht angepasster Junge. Ich hatte, und darunter litt ich, kein Talent für Unanständigkeit. So wurde dann das Lesen zu meiner Unanständigkeit, zur Unanständigkeit in der totalen Anständigkeit. Wer konnte etwas dagegen haben, weder meine Lehrer noch meine Eltern, noch der Pfarrer, den ich weiterhin ärgerte. Nur meine Schulkollegen, die fanden das blöd, und dass sie das blöd fanden, war mir gerade recht. Ich las das Unanständige, ich las die Bibel. Und niemand konnte mich dafür der Unanständigkeit bezichtigen. «Christ sein bedeutet das Recht, ein anderer zu werden», sagte Dorothea Sölle, ein Satz, der mich später tief beeindruckt hat – Ein anderer zu werden: Mit den Buchstaben beginnt das, mit der Schrift, mit der heiligen Schrift, den heiligen Schriften.

Und Lesen ist elitär. Die Leser sind nicht nur heute eine Minderheit, sie waren es schon immer, wenn auch immer wieder aus anderen Gründen. Der kleine Snob, der anders sein wollte als die anderen, hatte auf das richtige Vehikel gesetzt, auf das Vehikel der Minderheiten, auf die Buchstaben.

Und dann in Assuan in der Mittagshitze unter einer Palme am Nil sitzen und mehrmals hintereinander den einen Satz im Schulmeisterlein Wutz von Jean Paul lesen, wo der Nil erwähnt wird. Das hat nichts mit Information zu tun, da kann man nichts lernen dabei, da steht einfach das Wort Nil, und der richtige Nil liegt vor mir, die imposanten Katarakte des Nils von Assuan – und das Wort «Nil» im Jean Paul ist grösser als der richtige Nil. Was wäre der Fluss vor mir, wenn ich nicht wüsste, wie er heisst. Am Anfang war das Wort. Zuerst gab es das Wort Nil und dann wurde ein Fluss daraus. Was anderes hätte daraus werden können? Nur ein Fluss!

Und ich ertappe mich dabei, dass ich deutsch denke, und mir fällt selbstverständlich ein, dass dieser Satz «Am Anfang war das Wort» in hunderte von Sprachen übersetzt wurde.

Mein Übersetzer aber ist Luther. Und meine Bibel ist deutsch. Wenn ich sie englisch lese oder französisch, dann bekomme ich zwar den gleichen Inhalt mit. Aber Erzählen ist eine Form, und die Form wird durch die Sprache bestimmt, durch eine Sprache, die von Luther für diese Übersetzung gefunden und erfunden wurde.

Oder zur Illustration eine Zwischengeschichte: Ich kam mal auf die Idee, meine Bibliothek aufzuteilen: Die deutsche Literatur unten, die fremdsprachige Literatur in deutscher Übersetzung im Zimmerchen oben rechts, und die fremdsprachige im Original oben links, und ich begann die entsprechenden Bücher nach oben zu tragen – bis ich Shakespeare auf deutsch in den Händen hatte. Ich brachte es nicht übers Herz, ihn aus der deutschen Literatur zu entfernen. Schlegel und Tieck hatten Shakespeare zu einem Teil der deutschen Literatur gemacht.

Es kann mir nicht gelingen, Luther bei den Übersetzern fremdsprachiger Bücher einzuordnen.

Ich habe auch Mühe, mich mit einem Engländer über Shakespeare zu unterhalten. Er spricht von etwas anderem. So wie der Amerikaner von etwas anderem spricht, wenn er von Indianern spricht. Er ist nicht verdorben durch die Erfindungen von Karl May.

Und die Geschichten, die mir die Mutter erzählt hat vor dem Einschlafen, das waren ihre Geschichten, auch wenn sie «Schneewittchen» und «Kluge Else» hiessen. Sie hat sie gefunden und neu erfunden. Und selbst wenn sie sie vorlas, blieben es ihre Geschichten, mit ihrer Stimme, mit ihrem Duktus.

Ich jedenfalls stelle immer wieder fest, dass bei mir als Erlebnis beim Schreiben, als körperliches Ereignis zum Beispiel, fast dasselbe abläuft wie beim Lesen. Das Lesen ist genauso erfinden wie das Schreiben. Ein Wiedererfinden – was das Schreiben auch ist: Ein Schriftsteller ist einer, der immer wieder Dinge erfindet, die es bereits gibt.

Das unterscheidet ihn nicht vom Übersetzer, auch der erfindet Sätze, die es bereits gibt.

Und nur, damit hier wieder einmal erzählt wird, das grossartige Beispiel aus Schlegels Shakespeare-Übersetzung: In der Rüppelszene im Sommernachtstraum gibt es den Satz: «My father was a shoemaker, he was concerned with the human sole», also «Sohle» oder «Seele». Das ist wohl als Wortspiel nicht übersetzbar. Schlegel übersetzte, und ich nehme an, dass er nach dieser Erfindung vor Glück nächtelang nicht mehr schlafen konnte: «Mein Vater war ein Schuhmacher, er beschäftigte sich mit des Menschen Wandel.»

Shakespeare ist mitunter auch eine Erfindung von Schlegel und Tieck. Und wenn ich Shakespeare und Schlegel und Tieck lese, dann ist es wiederum

meine Erfindung oder zum mindesten meine Entdeckung, ich habe es erkannt, mir ist es aufgefallen, mir hat es gefallen.

Ein Besuch im Spital. Die Nachbarin meiner Frau sitzt neben dem Bett und liest – ein Buch, Dünndruck mit Lesebändchen. Ich kann eine grosse Neun entdecken, das 9. Kapitel also – die Bibel. Und mir fällt auf, dass sie anders gelesen wird als die Zeitung oder ein Trivialroman. Die Frau ist am Lesen, nur am Lesen – sie informiert sich nicht, sie bildet sich nicht, sie unterhält sich nicht, sie liest nur. Das Lesen an und für sich ist die heilige Handlung, das Lesen der heiligen Schrift, der heiligen Buchstaben. Jene Buchstaben, die sie wohl schon Dutzende von Malen gelesen hat, und deren Zusammenhang sie wohl schon längst auswendig kennt. Trotzdem liest sie – weil es jetzt nur um das Lesen geht, um das Lesen der heiligen Schrift.

Der katholische Priester ist verpflichtet, die Messe, die er schon längst auswendig kann, zu lesen. Lesen als Konzentrations- und Meditationsübung.

Lesen an und für sich, wie der Erstklässler, der sich freut, Buchstaben zusammenfügen zu können. Und später lesen, um zurückzufinden zu sich selbst, das fast Unverständliche lesen, meinen geliebten Jean Paul. Das Unverständliche akzeptieren und lieben, weil es am wenigsten vom Lesen an und für sich ablenkt.

Lesen wie der islamische Feuerwehroffizier im Zug zwischen Kairo und Assuan, still vergnügt lesen. Jenes Lesen, das eine semitische Tradition ist – eine Tradition, die bei uns Christen schon sehr gefährdet ist. Die Tradition, das Lesen zu lernen, die Schrift zu lernen, um ein guter Jude, ein guter Moslem, ein guter Christ zu werden.

Es gibt diese mittelguten bis guten Restaurants, die ihre täglichen Menus auf schwarze Tafeln schreiben, meistens an etwas erhöhter Stelle angebracht. Ich habe das immer wieder beobachtet: Die Leute kommen rein, bleiben stehen, erheben ihren Blick und beginnen zu lesen. In Wirklichkeit nur, um ein Menu zu wählen. Aber sie sind dabei, ohne es zu wissen, am Lesen, und ihr Blick zur Tafel gleicht dem Blick der Frommen zum Hochaltar, wie wenn sie beten würden oder meditieren. In diesen Restaurants hatte ich immer wieder den Verdacht, dass Lesen an und für sich eine religiöse Handlung sein könnte. Die Gesetzestafeln von Mose – es steht geschrieben. Das Menu steht geschrieben, da oben an der Wand.

Es geschieht etwas im Kopf beim Lesen, das nichts zu tun hat mit Inhalt und Information. Lesen hat immer wieder eine Spur von Meditation. Und die Schrift dient nicht nur der Fixierung des Mündlichen, die Schrift entführt das Mündliche in eine andere Welt, eine Welt übrigens, die Bologna und Pisa nicht angenehm sein kann, eine Welt, die andere Wertvorstellungen hat als Effizienz.

Lesen ist umständlich und unökonomisch. Noch bedauert die Gesellschaft, dass die Schrift ihrem Untergang entgegen treiben könnte. Ich zweifle

ab und zu, ob sie das ehrlich bedauert oder nicht bereits daran ist, ihren Untergang zu betreiben.

Auch die christliche Kirche hatte in ihrer langen Geschichte alphabetfeindliche Phasen.

Das Unverständliche zu lieben und zu lesen, das würden jedenfalls die Autoren der Pisastudie entsetzt von sich weisen, und ich würde bei ihnen mit meinem unverständlichen «Titan» von Jean Paul durchfallen, auch wenn ich ihn schon mehrmals gelesen habe. Aber eben gelesen an und für sich. Ich sass vor meinem Jean Paul wie Bruder Klaus vor seinen Meditationsbildern, vor seinen Mandalas.

Die Chassiden erzählten Geschichten, weil es verboten war, Gott zu beschreiben. Für dieses «Nichtbeschreiben» benötigten sie mitunter die Schrift.

Könnte es sein, dass der Semitismus auf die Schrift gekommen ist, wegen des Beschreibungsverbots, wegen dem «Du sollst dir kein Bildnis machen»?

Erzählen ist mitunter auch verschweigen. Erzählen führt letztlich in das Schweigen. So haben fast alle von uns das gelernt von ihrer Mutter, die erzählt hat vor dem Einschlafen, vor dem ins Schweigen gehen.

Mein Feuerwehroffizier im Schlafwagen, der seine religiösen Bücher las in einer Sprache – Arabisch –, die er wohl durch und durch als religiöse Sprache empfand, nämlich dann, wenn er sie lesend benützte, er las wohl arabische Hochsprache, eine Sprache, die ihm als Frommer wohl geläufig war und trotzdem fremd blieb und auf Distanz, die Heiligkeit der Schrift.

So wie ich Lutherische Hochsprache las, wenn ich als Kind las. Eine deutsche Sprache zwar, keine Fremdsprache, aber eine recht fremde Sprache – gefunden und erfunden und geformt für die Übersetzung der Bibel. Und ich selbst habe das Glück, immer noch in einer Sprachsituation zu leben wie die Zeitgenossen Luthers, mit meiner Mundart und mit meinem grossen Staunen gegenüber einer etwas fremden Sprache, die mir immer wieder viel zu gross und zu pathetisch ist.

Ich nehme nicht an, dass Luther erwartet hat, dass seine Übersetzungssprache einmal zur allgemeinen Umgangssprache wird. Vielleicht hätte es ihn sogar entsetzt.

Mein Mitfahrer auf der Reise nach Assuan las Hocharabisch und auch ich las Hochsprache – doch, doch, mein lieber Feuerwehroffizier, ich lese auch fast nur religiöse Schriften.

Dies alles als Vorbemerkung zu meinem verwegenen Thema – jetzt also könnte es beginnen, bei Martin Luther zum Beispiel, der den Christen mitunter auch das Alphabet zurückgebracht hat, der dem Christentum, auch den einfachen Christen das semitische Lesen zurückgebracht hat – also beginnen wir bei Luther. Darf ich das Nachdenken darüber Ihnen überlassen?

Ich bedanke mich fürs Zuhören.

Die Fahrt von Kairo nach Assuan ist zu Ende. Ich stehe auf dem Bahnsteig in Assuan, und ich erschrecke.

Woher weiss ich, dass mein Bettnachbar zu einem Feuerwehrkongress nach Assuan ging, woher weiss ich, dass seine älteste Tochter Medizin studieren will, woher weiss ich, dass er nur religiöse Bücher liest?

Er sprach nur Arabisch, und davon verstehe ich kein Wort. Und sein Englisch beschränkte sich auf «yes» und «no» und «hallo».

Trotzdem, wir verstanden uns.

Könnte es sein, dass wir uns übers Lesen verstanden haben, über das ähnliche Lesen – über das Lesen des Unverständlichen.

Haben wir uns vielleicht gemeinsam im Unverständlichen verstanden?

Eine Erinnerung an Pfingsten.

Peter Bichsel, Solothurn